

**Die Rückkehr von Kriegsveteranen** in den Alltag verläuft oft schwierig. Im kürzlich erschienenen Buch «Army of One» geben vier Irak-Soldaten ganz persönliche Einblicke, wie das Grauen des Krieges ihr Leben erschwert. Und einige der hoch trainierten Killer geben zu, dass sie auch im zivilen Leben manchmal Lust zu töten verspüren.

## Wenn der Krieg zu Hause weitergeht

VON SIDONIA KÜPFER

Als die ersten Meldungen über den Amoklauf auf der texanischen Militärbasis Fort Hood an die Öffentlichkeit dringen, denkt Mutter Hope: «Timmy, was hast Du getan?» Aber es ist nicht Timothy McClellan, der 13 Menschen erschoss und 29 weitere verletzte. Es ist sein Psychiater Nidal Malik Hasan. Der Amokläufer musste feststellen, ob Timmy an posttraumatischen Belastungsstörungen (PTBS) leidet.

Eine Mutter, die es für möglich hält, dass ihr Sohn ein Amokläufer ist? Eine schockierende Vorstellung. Doch sie wird relativiert, wenn man die lange Leidensgeschichte betrachtet, die das kürzlich erschienene Buch «Army of One» – der Titel ist einem Armeeslogan entliehen – aufrollt. Darin dokumentiert Fotografin Elisabeth Real sechs junge Irak-Veteranen, die als Infanteristen zum Töten trainiert wurden und nun eher erfolglos ihre Rolle im zivilen Alltag suchen. Fünf von ihnen leiden unter PTBS. Und das Buch zeigt, dass die psychisch angeschlagenen Männer weitgehend allein gelassen werden. «Army of One» besteht aus Beschreibungen der Autorin und längeren in Ich-Form geschriebenen Monologen der Soldaten sowie ihrer Angehörigen. Die eindrücklichen Fotostrecken vermitteln die Realität dieser Veteranen in einer weiteren Dimension.

Das bislang nur auf Englisch erschienene Buch (siehe Interview unten) bietet einen erstaunlichen Einblick in die Gefühlswelt der Soldaten. Hauptprotagonist ist Timothy McClellan, genannt Timmy, zu dieser Zeit Reals Schwager. Auf die Frage, wie es ist, einen Menschen zu töten, sagt er 2006: «Ich fühle mich nicht seltsam deswegen, denn sie würden versuchen, mich zu töten.» 2008 wird Timmy die Diagnose posttraumatische Belastungsstörung gestellt. Im Interview ist er nachdenklich und macht sich Sorgen um sein Karma. Er habe wohl 30 oder 40 Menschen getötet. Und er fragt sich: «Warum ist es richtig, da drüben Menschen umzubringen, und hier ist es das



Timothy McClellan 2006 mit seinem Sohn Quentin, in Texas, zwei Wochen vor seinem zweiten Einsatz im Irak. Bilder Elisabeth Real

nicht?» Wie könne man von einem ausgebildeten Killer erwarten, dass er einfach den Schalter umlegen könne?

Das gelingt auch Luis Tristan nicht recht. Er schildert erschreckend ehrlich: «Manchmal juckt es mich, wieder zu töten. Ich bin ziemlich sicher, viele Typen fühlen das genau so. Sie sagen es nicht, denn (...) das ist ein ernstes und privates Gespräch.» Er müsse vieles vor seiner Frau verstecken. Doch auch so wird offensichtlich, dass bei ihm nicht alles in Ordnung ist. Seine Frau Jennifer beschreibt, wie sie ihre Worte auf die Goldwaage legen muss,

weil ihr Mann sonst ausser sich gerät. Als er in einem Parkhaus auf eine freie Lücke wartet, hupt ein Fahrer hinter ihm. Beim dritten Mal gehen Luis Tristan die Sicherungen durch, er rennt aus dem Auto und bedroht den Fahrer. Seine empörte Frau bringt ihn dazu, sich zu entschuldigen. Sie fragt sich aber auch, ob sie selbst in Gefahr ist.

Viele Veteranen sind vor allem eine Gefahr für sich selbst. Während im Irak nach offiziellen Angaben 4488 US-Angehörige der Armee gestorben sind, liegt die Zahl der Suizide weit höher. Es sind bedrückende Passagen, wenn diese hoch

trainierten Soldaten zusammenbrechen. Mutter Hope schildert, wie Timmy sie anruft und sagt, er wolle sterben. Nach Stunden ist er bereit, die psychologische Beratung aufzusuchen, obwohl er befürchtet, Ärger zu bekommen. Am nächsten Tag erhält Timmy einen Termin – auf den der akut Suizidgefährdete fast einen Monat warten muss.

«Army of One» gewährt einen sehr persönlichen Einblick der psychisch arg havarierten Veteranen, die noch keine 30 Jahre alt sind und kaum mehr in das zivile Leben passen. Aber bei allem Mitgefühl läuft es einem auch kalt

### Shutdown Gelder für getötete Soldaten

WASHINGTON Die Blockade der US-Verwaltung hat auch die Sterbegelder für Soldaten getroffen. Verwandte mussten die Gelder für Beerdigungen vorstrecken, was eine Welle der Empörung auslöste. Der US-Kongress hat inzwischen für eine Wiederaufnahme der Sterbegeldzahlungen an Angehörige getöteter US-Soldaten gestimmt. Nach dem Repräsentantenhaus votierte in der Nacht auf Freitag auch der Senat einstimmig für ein Gesetz, das die nötigen Mittel für das Sterbegeld freimacht. US-Präsident Barack Obama muss das Gesetz nun noch in Kraft setzen.

Seit Beginn des «government shutdown» Anfang vergangener Woche starben nach Angaben des Pentagon mehr als 20 US-Soldaten im Ausland oder im Dienst in den USA. Zunächst war keiner der Familien das Sterbegeld in Höhe von 100 000 Dollar ausbezahlt worden. Obama hatte am Mittwoch angeordnet, umgehend eine Lösung für das Problem zu finden. Das Verteidigungsministerium wandte sich anschliessend an eine gemeinnützige Stiftung, die sich bereit erklärte, die Kosten für das Sterbegeld vorläufig zu übernehmen. Nun schuf der Kongress die Grundlage dafür, dass die Armee die Gelder wieder an Familien von getöteten Soldaten überweisen kann. (afp)

den Rücken hinunter, wenn man sich vor Augen hält, wie diese instabilen und zum Töten ausgebildeten Männer mitten in der Gesellschaft leben.



Elisabeth Real Army of One, Scheidegger und Spiess, 2013, 376 S., 29.– Fr.

### Nachgefragt Elisabeth Real

## «Die Angehörigen stehen unter enormem emotionalem Stress»



Elisabeth Real  
Fotografin

Die Zürcher Fotografin Elisabeth Real interviewte und fotografierte junge Soldaten, die im Irak Dienst leisteten, über längere Zeit.

In Ihrem Buch sprechen Soldaten sehr offen über ihre Ängste, Gefühle und die schwierigen Zeiten, die sie durchlebten. Wie gelang es Ihnen, diesen Zugang zu bekommen?

**Elisabeth Real:** Das hat sicher mit Timmy, dem Hauptprotagonisten, zu tun. Er hätte sich wohl nicht darauf eingelassen, wenn ich damals nicht seine Schwägerin gewesen wäre. Timmy beantwortete anfangs meine Fragen geduldig und so, als wollte er mir einen Gefallen tun. Als ich 2008 nur seinetwe-

gen nach Fort Hood reiste, realisierte er, dass ich mich ernsthaft für ihn interessiere. Von da an begann er, mir auch andere Soldaten vorzustellen, die für mich spannend sein könnten. Für die Soldaten war es fast unfassbar, dass ich mich für sie interessierte. Und wohl auch eine willkommene Abwechslung: Denn auf diesen Stützpunkten läuft gar nichts.

Das Buch ist auf Englisch erschienen und bislang nicht auf Deutsch erhältlich. Warum?

**Real:** Die Interviews wurden auf Englisch geführt. In diesen Monologen ist so viel Slang drin und auch die ganzen Armeeaussprüche, das wäre bei einer Übersetzung verloren gegangen.

Wenn Sie Ihre Porträts anschauen, was hat Sie am meisten schockiert?

**Real:** Wie die Armee diese Soldaten behandelt hat. Für diese jungen Männer war es ein riesiger Schritt, sich einzustellen, dass sie Probleme haben. Dass sie nachts nicht mehr schlafen können oder dass sich Szenen vor dem inneren Auge immer und immer wie-

der abspielen. Als beispielsweise Tristan, einer der Soldaten, endlich um einen Termin bei einem Armeepsychologen bat, sagte man ihm, er solle mehr Wasser trinken und Antidepressiva nehmen. Hätte er nicht insistiert, wär's dabei geblieben.

Im Buch wirken die Männer zwar manchmal sympathisch, aber wenn sie

über ihre Gewaltfantasien sprechen, hat man den Eindruck, da lebten tickende Bomben mitten in der Gesellschaft.

**Real:** Diesen Eindruck hatte ich stark. Bei gewissen mehr als bei anderen. Tristan beispielsweise verfolgte einen Autofahrer, der ihn nervte. Und er trug lange Zeit eine Waffe mit sich. Wenn man darüber nachdenkt, dass er kei-

nerlei Betreuung bekommt, ist das schon bedenklich, sowohl für ihn selbst wie auch für die amerikanische Bevölkerung.

Ihr Buch zeigt auch die vertrackte Lage der Angehörigen und Partnerinnen.

**Real:** Das kann man sich kaum vorstellen. Die Angehörigen stehen unter enormem emotionalem Stress. Sie denken dauernd: Hoffentlich passiert nichts, hoffentlich bleibt mein Mann stabil, hoffentlich nimmt er seine Medikamente.

Gibt es Faktoren, die helfen, dass es diesen Männern besser geht?

**Real:** Viele Soldaten rauchen Joints, um die Symptome zu lindern. Sie sagen, sie könnten Kleinigkeiten, die sie enorm nerven, so besser ertragen. Ansonsten sind stabile Beziehungen zentral: Familienmitglieder, die es nicht lächerlich finden, einen 25-jährigen Mann zu «babysitten», weil es ihm so schlecht geht, dass er nicht mehr alleine sein kann.

Interview Sidonia Küpfer



Vom Irak ins zurück ins Wohnzimmer. Veterane Levi Rollings beim Spielen mit Welpen.